



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Zigeuner und ihre Sprache : 1. Borrow, der Zigeunerapostel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Zigeuner und ihre Sprache.

1. Borrow, der Zigeunerapostel.*)

Die Forschungen über Ursprung und Sprache der Zigeuner sind schon deshalb von höchstem Interesse, weil die Untersuchung mit einer Ausdauer, Energie und Gelehrsamkeit geführt wurde, welche zur Bewunderung hinreißt, ferner aber, weil die Methode der Untersuchung höchst charakteristisch ist für die beiden Völker, welche den Hauptantheil daran haben, für Deutsche und Engländer. Während die Briten vorzüglich als Reisende das Material sammeln, oder gegenüber den Zigeunern selbst bestimmte praktische Zwecke durchsetzen wollen, sind es die deutschen Gelehrten, welche die gewonnenen Notizen prüfen, vergleichen und mit einer fast fabelhaften Gelehrsamkeit Schlüsse daraus zu ziehen wissen, welche die dunkle Vergangenheit der Verstoßenen in der Hauptsache übersichtlich machen. Engländer haben in Indien und Persien die Zigeuner aufgesucht, haben ihnen in Spanien das Christenthum gepredigt, und Theile der Bibel in ihre Sprache übersetzt; ein Deutscher hat zuerst den indischen Ursprung der Zigeuner behauptet, und ein Deutscher hat vor wenig Jahren eine Grammatik und ein Lexikon der Zigeunersprache geschrieben, welche zu den gelehrtesten Werken der vergleichenden Sprachwissenschaft gehören. Der Engländer Borrow und der Deutsche Pott sind die Mittelpunkte der neuesten Forschungen geworden. Nicht nur die Resultate ihrer Untersuchungen, welche zum größten Theil bekannt sind, sondern auch die Forschenden selbst interessieren uns, und es soll eine Aufgabe der folgenden Seiten sein, die Persönlichkeit und Thätigkeit beider Männer zu charakterisiren und Einzelnes von den gewonnenen Resultaten den Lesern mitzutheilen.

Borrow ging im Auftrag der englischen Bibelgesellschaft nach Spanien, um dort das Evangelium zu verbreiten; die Resultate seines fünfjährigen Aufenthalts hat er uns in seinen beiden ersten Werken beschrieben. Sie sind im höchsten Grade unterhaltend und belehrend, und so originell, wie der Verfasser selbst. Borrow

*) George Borrow. The Gypsies in Spain. 1841. The Bible in Spain, 1842. (Deutsch unter dem Titel: Fünf Jahre in Spanien. Breslau. Max u. Comp., 1844.)

ist ein eifriger Verbreiter des göttlichen Wortes, und scheut dabei weder Mühen noch Gefahren; aber so anerkennenswerth dieser Eifer ist, wir können uns des leisen Verdachts nicht erwehren, daß das süße Bewußtsein der erfüllten Pflicht nicht wenig geschärft wird durch den Reiz der abenteuerlichen und gefahrvollen Wege, auf welchen er ihr nachgeht. Ist er doch auch eine durch und durch originelle Erscheinung. Sein Haar war schon weiß, als er erst wenig über dreißig Jahre alt war, und contrastirt merkwürdig mit seinem feurigen Blick, der männlichen Kraft und imponirenden Gestalt. Er ist der wildesten Roffe mächtig, und der berühmteste Stiersechter Madrids; Sevilla ist begeistert von seiner Reitkunst. Er ist ein Pferdebeschwörer, trotz des besten Zigeuners, und er kann Hammer und Zange führen wie der geschickteste Hufschmied. Im Ertragen von Beschwerden thut er es Jedem zuvor, und sein kaltblütiger Muth kennt keine Gefahr. Er besitzt ein eigenthümliches Talent, sich den Sitten aller Klassen der Gesellschaft anzupassen. Unter allen Himmelsstrichen ist er heimisch: er hat mit dem russischen Muschik in ärmlicher Hütte am Tisch gegessen, und im Rosengarten von Schiras mit dem üppigen Perser das Mahl getheilt; er ist von Petersburg bis Havanna überall zu Hause. Er verkehrt mit den Vornehmen des Landes, aber lieber erquickt er sich an der Frische des Volkslebens, und wir sehen ihn in Spanien auf vertrautem Fuße mit den Bauern, Schäfern und Maulthiertreibern, deren Brod und Bacalao er ißt. Am meisten jedoch zieht es ihn zu den Zigeunern hin. Durch zwanzigjährige Bekanntschaft mit ihnen in allen Ländern, wo sie noch vorkommen, ist er mit ihren Sitten und ihrer Sprache so vertraut geworden, daß die Zigeuner ihn überall als einen „Rom“, einen Stammgenossen, ansehen, und ihm als solchem ihr vollstes Vertrauen schenken. In der Verbreitung des Evangeliums leisteten sie ihm mit Eifer Dienste, — nicht etwa aus Hinnigung zum Christenthum, sondern in der Hoffnung, daß Derjenige, welchen sie für ihren Bruder hielten, mit dieser Verbreitung Etwas zum Besten der Gales (so nennen sich die Zigeuner) und zum Schaden der Busnes oder Heiden (der Spanier) bezwecke. Seine apostolischen Bemühungen unter ihnen selbst fanden keinen günstigen Boden. Er hatte das Evangelium Lucä in die Zigeunersprache übersetzt, und das Buch wurde mit Begierde gekauft — weil die Gitanos noch kein in ihrer Sprache gedrucktes Buch gesehen hatten! Er versuchte mit ihnen die Bibel zu lesen — sie gingen mit Eifer daran, weil sie Freude an dem Kunststück des Uebersetzens fanden. Hatte der wackere Mann einmal recht herzlich zu ihnen gesprochen, glaubte er wirklich einmal die Andacht, die ihn selbst erfüllte, in ihnen geweckt zu haben, und blickte um sich — so saßen die versammelten Zigeuner stumm da, das Gesicht zu einer häßlich-komischen Frage verzerrt. So erzählt Borrow selbst.

Sein erstes Zusammentreffen mit den Gitanos ereignete sich in Badajoz. Er stand in der Thür der Posada, als zwei Männer, in lange Mäntel gehüllt, die enge und fast verlassene Straße herabkamen. Sie wollten vorübergehen, und

das Gesicht des Einen war Borrow voll zugewendet; dieser erkannte sogleich, wenn ein solches Gesicht zugehören müsse, und berührte den Arm des Vorübergehenden, der nun mit seinem Gefährten stehen blieb. Borrow sprach ein gewisses Wort aus, welches sie nach einem Ausruf der Ueberraschung in der erwarteten Weise beantworteten. Es waren Zigeuner, Glieder des seltsamen Volkes, das über alle Theile der Erde verbreitet ist, und überall seine ursprünglichen Sitten und seine eigenthümliche Sprache wenigstens zum Theil beibehalten hat. In dieser Sprache fingen sich diese Drei jetzt mit einander zu unterhalten an, und kaum hatte sich die Nachricht in der Stadt verbreitet, daß ein Fremder da sei, welcher Rommany so gut spreche, wie ein Zigeuner, und wol von Errate (Blut) sei, so füllte sich die Straße vor der Posada mit Gitanos jedes Geschlechts und jedes Alters. Zerlumpte, schmutzige Gestalten mit unheimlich lauernden Gesichtern drängten sich um Borrow, bestürmten ihn mit tausend Fragen, betasteten ihn an Händen, Gesicht und Kleidern, und gingen endlich wieder nach Hause, in der festen Ueberzeugung, einen ihres Gleichen kennen gelernt zu haben. Die Beiden, welche unser Reisender zuerst angeredet, besuchten ihn des Abends. Sie setzten sich um den Brasero in der Mitte des Zimmers, und fingen an, kleine Papiercigarren zu rauchen. Der Eine war ein ältlicher Mann, groß und knochig, mit abgemager-tem groteskem Gesicht, aber doch eine echte Zigeunerphysiognomie; er sprach wenig, und dann meistens in wunderlichen Ausdrücken. Sein Begleiter war kaum dreißig Jahre alt, von mittler Größe, aber herkulischen Verhältnissen; zottiges, schwarzes Haar, fast wie die Mähne eines wilden Thieres, fiel über die Stirn und um Backen und Hals herab; das Gesicht war von Pocken zerrissen, und seine funkelnden Augen lugten unter buschigen Brauen hervor. Er trug einen ungeheuren Schnauzbart, und große, weiße Zähne blinkten in seinem breiten Munde. Eins zeichnete ihn ganz besonders aus: sein rechter Arm war verdorrt, und hing im seltsamen Gegensatz zu den eisenharten, kräftigen Muskeln des linken schlaff und dünn von der Schulter herab. Aber trotz seines wilden, fast bestialischen Aussehens war er viel verständiger als der Andere, und gab Borrow alle mögliche Auskunft über die Lage der Zigeuner in Badajoz, die in großer Armuth schmachteten, mit Ausnahme eines Einzigen, welcher sich aber von seinen Stammesgenossen auf das Sorgfältigste fern hielt, und sich dadurch ihren tödtlichen Haß zugezogen hatte. Außer diesen Beiden lernte Borrow noch einen dritten Gitano kennen, Namens Antonio, „mit einem Gesicht, so schwarz wie Pfeffer, und Augen voll türkischen Feuers, dem Aeußern nach Zigeuner und Bandit in einer Person.“ Er war erfahrener als die Andern, denn er hatte den Krieg gegen Napoleon mitgemacht, in welchem er eine Geschichte erlebte, welche die Festigkeit des die Zigeuner aller Länder umschlingenden Bandes zeigt. „In einer großen Schlacht,“ erzählte er, „entstand große Verwirrung, und beide Parteien kamen unter einander und ins Handgemenge; ein französischer Soldat hatte es auf

mich abgesehen, und wir stießen und hackten und fluchten auf einander, bis wir die Waffen wegwarfen und mit einander rangen; lange balgten wir uns, aber ich fühlte, daß ich der Schwächere war, und stürzte hin. Der Franzose setzte mir das Knie auf die Brust, und ich fühlte seine Faust an meiner Kehle, und er ergriff sein Bayonnet, und wollte mich damit erstechen; der Tschako war ihm heruntergefallen, und ich heftete meine Blicke wild auf sein Gesicht, und unsre Augen begegneten sich, und ich schrie laut auf, und rief Zincalo, Zincalo! und ich fühlte, wie er zusammenschauerte, und seine Faust löste sich von meiner Kehle und er sprang auf, und er schlug sich vor die Stirn und weinte, und dann kam er wieder zu mir und kniete neben mir nieder, denn ich war fast todt, und er ergriff meine Hand und nannte mich Bruder und Zincalo, und er brachte seine Feldflasche und goß mir Wein in den Mund, und ich schöpfte neue Lebenskräfte. Und er richtete mich auf und führte mich aus dem Gewühl, und wir setzten uns auf einen Baumstumpf, und rings um uns kämpften die beiden Parteien, und er sagte: Laß die Hunde sich streiten und einander die Kehlen zerfleischen, bis sie Alle todt sind, was geht es den Zincali an? sie sind nicht von unfrem Blut, und was sollen wir das für sie vergießen? So saßen wir denn Stunden lang auf dem Baumstumpf, und sprachen von den Angelegenheiten unfres Volkes; und ich hätte Jahre lang zuhören können, denn er erzählte mir Geheimnisse, die mir die Ohren klingen machten, und ich fand bald, daß ich Nichts wußte, obwol ich mich vorher als ein ganzer Zincalo betrachtet hatte. So saßen wir, bis die Sonne unterging und die Schlacht vorbei war, und er schlug mir vor, mit ihm in seine Heimath, welche das Land der Mahoros (Magyaren) war, zu fliehen, und dort mit den Zincali zu leben; aber ich hatte nicht den Muth dazu; so umarmten wir uns, und er begab sich zurück zu den Gabiné, während ich wieder zu meinem Bataillon ging.“

In dieses Antonio Gesellschaft reiste Borrow durch die öde Gaide der Grenzdistricte Spaniens, auf einem Pferde, das achtzehn Jahre alt, gespensterhaft weiß, mit kurzem Leib und langen Beinen war, dem Außern nach eine echte Rosnante, aber, einmal im Feuer, ein wahrer Teufel. Der Zigeuner, der „in Geschäften Aegyptens“ reiste, hatte auf der einsamen Landstraße nichts von Räubern, wol aber in den Städten einiges von der Polizei zu fürchten. Während daher unsre Reisenden sorglos über die Gaide traben, nähern sie sich den bewohnten Orten nur im abendlichen Dunkel, oder nach sorgfältiger Recognoscirung. Als sie die Thürme Merida's erblicken, wo Antonio „in Geschäften Aegyptens“ einige Tage verweilen muß, reitet Dieser voraus, und läßt seinen Gefährten vor der Stadt unter einer verfallenen Mauer warten. Eingewickelt in seinen zerrissenen Zigeunermantel schläft er dort ein, als ihn eine Stimme weckt, die ihn in der Gitanosprache anredet. Eine Alte kauert vor ihm, abscheulich häßlich und fast schwarz von Gesicht. Auf ihr Geheiß folgt er ihr, und gelangt durch abge-

legene verfallene Gassen an ein großes, altes Haus, wo ihn seine Führerin in ein geräumiges Zimmer führt, das ganz finster gewesen wäre, wenn nicht im Hintergrunde ein Brasero einen schwachen Lichtschimmer verbreitet hätte. Um die wärmende Pfanne hocken zwei Gestalten, die Tochter und die Enkelin der alten Hexe, die bald vertraulich wird und ihre Lebensgeschichte erzählt. Es gefällt ihr nicht in Spanien; sie sehnt sich zurück nach dem Lande der Corahai (der Mauren). Sie war dort mit ihrem Ro, der spanischer Soldat in Ceuta war. Eines Tages aber sprach er zu ihr: ich bin dieses Ortes überdrüssig, wo es kein Brod und noch weniger Wasser giebt, ich will entfliehen und Corahano werden; diese Nacht noch will ich meinen Feldwebel morden, und in das Lager der Mauren fliehen. „Thue das, mein Chabo“, sagte die Frau, „sobald es möglich ist, werde ich Dir folgen, und Corahani werden.“ Dieselbe Nacht ermordet er seinen Feldwebel, der ihn vor fünf Jahren Calo genannt und ihn verflucht hatte, sprang die Mauer hinab, und entkam unter vielen Flintenschüssen zu den Corahai. Die Frau blieb im Präsidio Ceuta Marktenderin, und hörte zwei Jahre lang Nichts von ihrem Ro. Eines Tages trat in ihre Kneipe ein Fremder in maurischer Tracht, fast so schwarz, wie ein Mohr, und sagte zu ihr in der Zigeunersprache: „Dein Ro wartet, meine kleine Schwester, komm mit mir, ich will Dich zu ihm bringen.“ Nach einigem Bedenken ging sie fort mit dem Unbekannten, und kam bald in das Land der Corahai, wo sie in einer Stadt, von lauter Renegaten und Zigeunern bewohnt, ihren Mann als Soldaten fand. Mit ihm zog sie nun herum, bis er in einem Gefecht blieb. Einige Zeit war sie Wittwe, da kam wieder jener Fremde, der sie zu ihrem Mann geführt hatte, zu ihr und sagte: „Komm mit mir, kleine Schwester, dein Ro ist in der Nähe.“ Und sie ging mit ihm, und draußen in der Wüste trafen sie eine Schaar Leute, eben so schwarz und eben so gekleidet, wie der Fremde. „Wo ist mein Ro?“ frug die Frau. „Hier ist er, kleine Schwester,“ sagte darauf der schwarze Mann, „hier ist er; von diesem Tage an bin ich der Ro, und Du die Romi; komm, laß uns gehen, denn es giebt zu thun.“ Und sie ging mit ihm, und sie lebten vier Jahre mit einander auf Zigeunerweise, und hockawerten, und chorirten, und sagten Bajt. Aber als sie eines Tages über einen Fluß setzten, schlug der Kahn um, und Alle ertranken, mit Ausnahme der Alten und ihrer kleinen Tochter, die sich nun nach Spanien zurückbettelten. Borrow blieb drei Tage in diesem Hause in einer Art Gefangenschaft, denn er durfte dessen Schwelle nicht überschreiten. Die alte Hexe war ein ganz unheimliches Wesen, eine abgefeynte Spitzbüb'in und Giftmischerin. Manchmal stockte sie mitten in leidenschaftlicher Rede, starrte in die leere Luft, streckte die Hände aus, als wollte sie unsichtbare Gegenstände von sich stoßen, und verfiel dann in Zuckungen, bis ein krankhaftes Gelächter sie wieder zu sich brachte. Borrow gewann sich während seines Dortseins so vollkommen ihr Herz, daß sie ihm in einer vertrauten Stunde ihre Enkelin zur Frau anbot. Unser Freund

hegte freilich erhebliche Zweifel über seine Würdigkeit, und schützte seine Unfähigkeit vor, eine Frau zu ernähren. Aber die Zigeunermutter weiß Rath. „Meine Enkelin,“ meint sie, „braucht Niemanden, der für sie sorgt, sie vermag jederzeit für sich und ihren No zu sorgen. Sie kann hockawern, Baji sagen, und Wenige kommen ihr gleich im Stehlen a pastesas. Wäre sie nur einmal in Madrid, sie würde viel Geld verdienen. Darum nimm sie mit Dir dahin, denn hier ist sie verloren, weil hier Nichts zu gewinnen ist. Doch dort würde sie in Lachipi und Sonacai (Seide und Gold) gekleidet gehen, während Du auf Deinem schwarzeschweiften Gra umherreiten würdest; und wenn Ihr viel Geld erworben hättet, dann könntet Ihr hierher zurückkehren, und leben wie ein Crallis, und alle Errate im Chim del Mauro würden ihr Haupt vor Euch beugen. Was sagst Du zu meinem Plan, mein Londoner Caloro?“ Auch als Borrow einwirft, er müsse nach London zurück, läßt die Alte noch nicht nach, und schlägt vor, ihre Enkelin mitzunehmen, die sich vor dem Meere nicht fürchte, oder mit ihr nach der Berberet zu gehen, wo sie ihm auch ihre angenehme Gesellschaft in Aussicht stellt. Auf Borrow's Frage, wovon sie dort leben sollten, ruft sie voller Entrüstung über solche Unwissenheit aus: „Ein Londoner Caloro fragt mich, was wir im Lande der Corahai machen sollen? Aramali! spreche ich mit einem Viltpendi (Einfaltspinsel)? Sind da nicht Pferde zu choren und Esel und Maulesel? Kannst Du Dich nicht an die Schwarzen anschließen, die in den Despoblados leben? Nimm daher die Chabi und gehe nach Madrilati, um den Parne zu gewinnen, und wenn Du ihn erworben hast, so komme zurück, und wir wollen dann allen Busne in Merida einen Schmaus geben, und unter ihre Speisen will ich Etwas mischen, und sie sollen daran sterben und wie vergiftete Schafe bersten. Und wenn sie gegessen haben, wollen wir sie verlassen und in das Land der Mauren fliehen, mein Londoner Caloro.“ Der Londoner Caloro blieb aber unempfindlich gegen die Vorzüge der Chabi, dieses Juwels des Zigeunerstammes, und reiste ohne Romi von Merida ab, immer noch in Begleitung Antonio's. Ein langer Ritt bis tief in die Nacht hinein brachte die Reisenden todtmüde nach Trujillo; sie fanden dort keine Raft, denn das Zigeunerhaus, wo sie übernachten wollten, war verschlossen, und in der Stadt durfte sich Antonio nicht blicken lassen: sein leiblicher Bruder hatte dort den Galgen geziert, und Antonio mochte dasselbe Schicksal zwar verdienen, aber keineswegs ersehnen. Erst spät in der Nacht finden sie mitten im Walde die gesuchten Zigeuner und Ruhe. Doch nicht allzu lange; denn ein Versuch, einen gefangenen Spießgesellen zu befreien, hegt dem Trupp die Aguazils und die bewaffneten Bauern auf den Hals, und Borrow muß mit seinem Reisegefährten in halsbrechender Eile das Weite suchen. Durch die nächste Stadt schleicht sich Antonio allein voraus, und sein Begleiter folgt ihm über eine Haide, wo der schmale sandige Weg durch Dornen und mannes Hohes Ginstergestripp sich in trostloser Einsamkeit hinwindet. Schon fürchtet

Borrow, seinen Mann verfehlt zu haben; da wird er angerufen, und aus dem Dickicht lugt des Gitanos verwildeter schwarzer Kopf mit den stieren Augen. Er muß hier einen Boten erwarten, und sie rasten und füttern, hinter einer Bodenfalte versteckt, wo Antonio nicht einmal Feuer anzünden läßt, damit der Rauch sie nicht verrathe. Nach langem Harren erscheint der Bote in Gestalt von Antonio's Tochter; aber ihre Nachrichten sind nicht gut: die Bande, der sich Antonio hat wollen anschließen, ist in die Hände der Justiz gefallen. Er muß unverrichteter Sache wieder umkehren, und Borrow setzt seine Reise nun allein fort.

In dieser Weise verkehrte er mit den spanischen Zigeunern, ohne Mühseligkeiten und Gefahren zu scheuen, und ohne vor den Verhöhnungen zurückzuschrecken, die oft seinen Befehringseifer abzukühlen drohten. Dadurch aber erwarb er sich eine so genaue Bekanntschaft der Eigenthümlichkeiten dieses seltsamen Volkes, wie wol kaum Jemand vor ihm besessen haben mag, und wir benutzen seine Erfahrungen zur Grundlage der nachfolgenden Darstellung.

Von ihrer Vergangenheit wissen die Zigeuner äußerst wenig zu berichten. Die Sage ihrer Herkunft aus Aegypten, welche im Mittelalter von den Geistlichen für sie erfunden wurde, haben sie angenommen, weil sie ihnen zur Erweckung des Mitleids äußerst dienlich war. Eine selbstständige Tradition über ihre Heimath haben sie nicht; nicht einmal über die Zeit ihrer Ankunft in Spanien wissen sie Auskunft zu geben. Sie werden zuerst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erwähnt, was mit der Zeit ihrer Ankunft in Deutschland und Frankreich recht gut stimmt, denn erst allmählich schoben sie sich gegen Westen vor. Sie wurden bald zur unerträglichen Landplage. In einzelnen Horden verbreiteten sie sich über das flache Land, dessen Bewohner wegen ihrer Schutzlosigkeit am meisten von ihnen zu leiden hatten. Ihre Maulesel und ihre Pferde verschwanden aus den Ställen oder von der Weide, und kamen nur auf entfernten Märkten wieder zum Vorschein, wo sie der schlaue Zigeuner oft nur verkaufte, um sie noch einmal zu stehlen; und ihre Schaf- und Ziegenherden mußten den nimmersatten Hunger der diebischen Bande stillen. Oft ließ sich eine zahlreiche Horde in der Nähe eines abgelegenen und schwachbewohnten Dorfes nieder, und wick dann gewiß nicht eher, als bis sie, wie eine Heuschreckenschaar, Alles, was die Bewohner besaßen, rein aufgezehrt hatte, oder allenfalls, wenn die Diener der Gerechtigkeit oder die zur Abwehr aus der Nachbarschaft aufgebotenen Bauern Anstalt zu ihrer Vertreibung machten. Dann kam es zur eiligen Flucht; die Frauen und Kinder, auf abgemagerten, aber feurigen Eseln, flogen über das Blachfeld schneller wie der Wind; zerlumpte und wildblickende Männer, die Peitsche oder den Stachel in der Faust, trabten zu Fuße neben ihnen her, während eine kleine Abtheilung, mit verrosteten Flinten und Säbeln bewaffnet, auf starken Pferden als Bedeckung des Rückzugs den verfolgenden Feind bedrohte, und ihn dann und wann mit dem heisern Rufe des Zigeunerhorns begrüßte.

Behe dem wohlhabenden Reisenden auf einem Pferde oder auf einem Maulesel, der damals in einsamer Gegend einer solchen Horde begegnete. Vielleicht reist er von Sevilla nach Madrid, und die schauerlich wilden Schluchten der Sierra Morena liegen schon geraume Zeit hinter ihm. Sein Herz, das einige Zeit von unheimlichen Befürchtungen bedrückt war, wird leichter; das Blut, das in seinen Adern gestockt hat, fängt an wärmer und rascher zu kreisen; schon denkt er mit stillem Genuß an die noch ferne Posada und den schmackhaften Gierkuchen. Die Sonne sinkt schnell hinter dem wilden und zackigen Bergrücken hinter ihm hinab; er hat die Sohle eines kleinen Thales erreicht, wo ein kleines Bächlein rinnt, das seinem müden Thiere sich zu erfrischen erlaubt; er ist in Begriff, den Abhang des Hügels zu ersteigen; seine Augen richten sich aufwärts; plötzlich erblickt er fremdartige, wildmalerische Gestalten auf dem Rande der Höhe. Die sinkende Sonne beleuchtet mit ihrem schrägen Strahle rothe Mäntel, einzelne beturbante Häupter, unheilverkündende Gesichter mit schwarzen fliegenden Haaren. Der Wanderer zögert einen Augenblick, aber er beruhigt sich bei dem Gedanken, daß er sich nicht mehr im Gebirge befindet, und daß auf offener Landstraße keine Gefahr von Räubern droht, und reitet weiter. In wenigen Augenblicken befindet er sich in der Mitte der Zigeunerschaar, und im Nu tritt ein allgemeiner Halt ein. Stechende Blicke heften sich auf den Eindringling mit einem Ausdruck, der nur in den Augen der Roma zu finden ist; dann entsteht ein Getatter in einer Sprache, welche dem Ohre des Reisenden fremd klingt; endlich purzelt sich ein häßliches koboldartiges Kind von der Kruppe eines hinkenden Maulthieres, und spricht ihn im Namen der Jungfrau und des Majoro um eine Gabe an. Mit zitternder Hand zieht der Wanderer seinen Beutel hervor, und will ihn aufknüpfen, aber er erreicht seinen Zweck nicht, denn von ungesehener Hand mit schwerem Knittel gewaltig getroffen, stürzt er mit zerschmettertem Schädel kopfüber aus dem Sattel. Am nächsten Morgen findet ein Arriero einen nackten Leichnam, mit Gehirn und Blut beschmiert, auf der Landstraße liegen; und nach acht Tagen erinnert nur ein einfaches hölzernes Kreuz an der Wegseite an den traurigen Vorfall.

Die berühmteste That der Zigeuner in jenen ungeordneten Zeiten erzählt eine noch heute im Munde des Volks befindliche schauerliche Sage, deren Kern von unverdächtigen Geschichtschreibern bestätigt wird. Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts, berichtet diese Erzählung, wohnte in Logronno, der Hauptstadt der Provinz Rioja, ein gewisser Francisco Alvarez. Er war ein Mann in mittleren Jahren, mäßig, schweigsam und gewöhnlich in Gedanken versunken; er wohnte neben der großen Kirche, und gewann sich seinen Lebensunterhalt durch den Verkauf von Büchern und Handschriften in einem kleinen Laden. Er war ein sehr gelehrter Mann, und las fast beständig in den Büchern, welche er zu verkaufen hatte. Darunter befanden sich einige in unbekannter Sprache und Schrift, welche

nur er und einige seiner Freunde, die Domherren, verstehen konnten. Die Geistlichen, welche zugleich seine vornehmsten Abnehmer waren, besuchten ihn häufig, und unterhielten sich gern mit ihm. In seiner Jugend war er weit gereist, und hatte in Spanien die verschiedenen Provinzen und die merkwürdigsten Städte besucht. Auch in Italien und der Berberei sollte er gewesen sein. Er war jedoch stets sehr schweigsam über seine Reisen, und wenn Jemand davon anfang, wurde sein Gesicht nur noch trüber und finsterner, als gewöhnlich. Eines Tages, zu Anfang des Herbstes, besuchte ihn ein Geistlicher, mit dem er seit Langem befreundet war, und für den er immer eine größere Achtung und Zuneigung gezeigt hatte, als für jeden andern Bekannten. Der Priester fand ihn noch trauriger gestimmt, als gewöhnlich, und sein Gesicht sah auffallend blaß und angegriffen aus. Lange sprach ihm der Geistliche theilnehmend zu, und drang in ihn, ihm den Kummer, der ihn bedrückte, mitzuthellen; da brach endlich der Buchhändler sein Schweigen mit folgenden Worten: „Freilich besitze ich ein Geheimniß, das mir schwer auf dem Herzen liegt, und das ich dennoch ungern enthülle; aber ich habe eine Ahnung, daß mein Ende nahe ist, und daß ein schweres Unglück diese Stadt befallen wird; ich will daher mein Herz ausschütten, denn es wäre Sünde, zu schweigen. Wie Ihr wißt, bin ich in dieser Stadt geboren, und ich verließ sie, um in Salamanca zu studiren; dort blieb ich, bis ich Licentiat wurde, worauf ich die Universität verließ und durch Spanien wanderte, nach der Sitte armer Studenten mir mit der Guitarre meinen Lebensunterhalt erwerbend; ich hatte zahlreiche Abenteuer und litt oft große Armuth. Auf einer Reise von Toledo nach Andalusien durch das unwirthliche Gebirge fiel ich einer Bande Gitanos in die Hände, welche für gewöhnlich sich in diesen Einöden herumtrieben, und die Reisenden ausplünderten oder ermordeten. Mir war wol auch der Tod bestimmt, und nur vielleicht meine Kunstfertigkeit auf der Guitarre rettete mir das Leben. Ich blieb ziemlich lange bei ihnen, bis sie mich überredeten, Einer von ihnen zu werden, worauf ich mit vielen seltsamen und schrecklichen Ceremonien unter ihre Gesellschaft aufgenommen wurde. Ich war nun Gitano und plünderte und erschlug mit ihnen die Reisenden auf der Landstraße. Der Hauptmann der Gitanos hatte eine einzige Tochter, ziemlich von meinem Alter; sie war sehr schön, aber zugleich sehr stark gebaut; diese Gitana erhielt ich zum Weibe, und ich lebte mit ihr mehrere Jahre und zeugte mit ihr Kinder. Meine Frau war eine echte Gitana, und alle bösen Eigenschaften ihres Stammes schienen in ihr vereinigt zu sein. Endlich kam ihr Vater in einem Scharmügel mit den Leuten der Hermandad um's Leben, und die Hauptmannschaft ging nun durch meine Frau auf mich über. Wir hatten uns Anfangs lieb gehabt, aber zuletzt wurde mir das Gitanoleben mit seinen Schlechtigkeiten zuwider, und da dies meine Frau bald bemerkte, faßte sie einen tödtlichen Haß gegen mich. In der Besorgniß, daß ich beabsichtige, mich von der Bande zu entfernen, und vielleicht die Geheimnisse der-

selben zu verrathen, brachte sie eine Verschwörung gegen mich zu Stande, und so wurde ich denn, als wir uns einstmals der maurischen Küste gegenüber befanden, von den anderen Gitanos ergriffen und gebunden, über das Meer geschafft und an die Mauren als Sklave verkauft. Lange blieb ich in diesem Zustande in verschiedenen Theilen von Marokko und Fez, bis mich endlich ein Mönch loskaufte. Ich folgte ihm nach Italien, seiner Heimath, und blieb dort mehrere Jahre, bis mich die Sehnsucht nach dem Vaterlande ergriff, wo ich denn nach Spanien zurückkehrte, mich hier niederließ, und von dem Verkaufe der Bücher lebte, die ich zum Theil von meinen Reisen in fremden Ländern mitgebracht hatte. Ich hielt jedoch meine Geschichte sorgfältig geheim, aus Furcht, daß die gegen die Gitanos erlassenen Gesetze gegen mich angewendet werden möchten. Der Jammerzustand, in dem Ihr mich heute findet, stammt von gestern; ich war in dem Augustinerkloster dort auf der Ebene gegen Saragossa mit einem arabischen Buche gewesen, welches ein gelehrter Mönch sehen wollte. Die Nacht überraschte mich unterwegs. Ich verirrete mich bald, und kam endlich an ein verfallenes Haus, das ich kannte; ich wollte nun meinen Weg nach der Stadt fortsetzen, als ich Stimmen hinter den Trümmern vernahm; ich horchte und erkannte die Sprache der Gitanos; ich wollte fliehen, als ein Wort mir auffiel. Es war das Wort *Drac*, worunter sie das Gift verstehen, mit welchem sie das Vieh sterben machen; sie sagten jetzt, daß den Leuten von Logronno das Gift, das sie ausgestreut, schon bekommen solle. Ich lauschte nicht länger, sondern floh. Meine Furcht vermehrte noch der Umstand, daß ich in dem Gesprochenen den besondern Dialekt meines Stammes zu hören glaubte; ich wiederhole es, ich ahne, daß ein schreckliches Unglück über dieser Stadt schwebt, und daß meine eigenen Tage gezählt sind.“ Der Geistliche befrag ihn noch über einzelne Punkte seiner Erzählung, suchte ihm das Grundlose seiner Befürchtungen darzustellen, und nahm endlich Abschied. Schon am nächsten Tage brach eine Krankheit in Logronno aus. Sie war von ganz eigener Art; sie entstand nicht allmählich, sondern zeigte sich sogleich in ihrer ganzen Heftigkeit. Schwindel war das erste Symptom, dann heftiges Brechen, fürchterliche Krämpfe und zuletzt meistens der Tod. Die Leichen schwellen an, und wurden blauschwarz mit purpurrothen Flecken. In den Häusern und auf den Straßen hörte man Nichts als Klagegestöhn; Heilmittel schlugen nicht an; die Arzneikunst versuchte sich vergebens gegen die schreckliche Pest, und in wenigen Tagen war ihr der größte Theil der Bewohner von Logronno erlegen. Der Buchhändler war seit dem Beginn der schrecklichen Heimsuchung verschwunden.

Einmal in tiefer Nacht klopfte es an die Thür des Priesters, von dem wir vorhin gesprochen; er wankte selbst nach der Thür und öffnete sie — er war der Einzige, der im Hause am Leben geblieben war, und genas selbst nur langsam von der Pest; eine unheimlich gespensterhaft aussehende Gestalt zeigte sich seinen Augen — es war sein Freund Alvarez. Beide traten in das Haus, wo der

Buchhändler, mit einem düstern Blicke auf das abgekehrte Gesicht des Priesters, ausrief: „Auch Ihr, sehe ich, habt von dem Drao gekostet, das die Gitanos gestreut haben. Wisset,“ fuhr er fort, „daß zur Ausführung eines abscheulichen Planes die Brunnen von Logronno von Abgeschickten der Banden, welche sich in der Nachbarschaft versammelt haben, vergiftet sind. Bei dem ersten Auftreten der Seuche erkannte ich gleich die Wirkungen des Giftes der Gitanos, welches ihre Vorfahren mit von den ostindischen Inseln gebracht haben, und da ich sogleich ihre Absichten errieth, verkleidete ich mich als Gitano, um wo möglich ihre Pläne auszuspioniren. Es ist mir gelungen, und ich weiß jetzt, daß sie von Anfang an beabsichtigt haben, die Stadt zu plündern, sobald ihre meisten Bewohner zur Vertheidigung unfähig sind. Morgen Mittag ist die Stunde, wo sie ihren Versuch machen werden. Es ist keine Zeit zu verlieren; deshalb wollen wir unsre Mitbürger, so viel ihrer noch am Leben sind, benachrichtigen, damit sie sich zur Vertheidigung bereit machen können.“ Darauf begaben sich die beiden Freunde zum vornehmsten Rathsherrn, der nur wenig von der Krankheit gelitten hatte; er vernahm die Erzählung des Buchhändlers mit Schrecken und Erstaunen, und ergriff sofort die geeignetsten Maßregeln zur Vereitelung der Pläne der Gitanos. Alle waffenfähigen Bewohner von Logronno wurden zusammenberufen, und Waffen jeder Art unter sie vertheilt. Auf den Rath des Buchhändlers verschloß man alle Thore der Stadt, mit Ausnahme des vornehmsten; und die kleine Schaar Vertheidiger, kaum sechzig Mann, stellte sich auf dem Marktplatze auf, den, sagte er, die Gitanos erst in Besitz nehmen wollten, um sich dann in der Stadt zum Plündern zu vertheilen. Auf allgemeines Verlangen wurde der Buchhändler zum Anführer ernannt. Es war schon lange Mittag vorüber; der Himmel war mit Gewitterwolken bedeckt, welche schwarz und schwer über der Stadt Logronno hingen. Die kleine Schaar harrete stumm der Ankunft ihrer Feinde; Wuth erfüllte sie, wenn sie an den Tod ihrer Väter, ihrer Söhne und ihrer theuersten Verwandten dachten, welche nicht die Hand Gottes, sondern die höllischen Künste der Gitanos geschlagen. Sie sehnten sich nach ihrem Erscheinen, entschlossen, an ihnen blutige Rache zu nehmen; kein Wort wurde laut und tiefes Schweigen herrschte ringsum, nur manchmal von dem Grollen der Wetterwolken unterbrochen. Plötzlich erhob Alvarez, der aufmerksam gehorcht hatte, die Hand mit bedeutungsvoller Geberde; gleich darauf hörte man ein Geräusch — ein Brausen wie in windbewegten Bäumen, oder fernes Wogenrauschen; es wurde lauter und lauter, und schien aus der engen Gasse zu kommen, welche von dem Hauptthore nach dem Marktplatze führte. Aller Augen wendeten sich nach dieser Richtung. . . . Diese Nacht ertönten alle Glocken von den Thürmen von Logronno, und die wenigen Priester, welche der Pest entgangen waren, sangen Loblieder auf Gott und die heilige Jungfrau für die Errettung der Stadt aus den Händen der Heiden. Der Angriff der Gitanos war auf das Entschiedenste zurückgeschlagen worden, und der

Marktplatz und die Hauptstraßen waren mit ihren Leichen bedeckt. O! welch gräßlicher Aublick: da lagen Männer, schwärzer wie Mulatten, Wuth und Grimm noch auf den erstarrten Zügen ausgeprägt; wildaussehende Frauen in fremder Tracht, das Haar, schwarz und lang wie ein Pferdeschweif, auf dem Erdboden ausgebreitet; und hagere nackte Kinder, Messer und Dolche noch mit der kleinen Hand krampfhast umspannend. Von den Bürgern schien keiner gefallen zu sein; und als sie, nachdem der Feind mit wildem Geheul und Jammer geflohen, ihre Häupter zählten, da fehlte nur Einer, und dieser Eine war Alvarez, der nie wieder zum Vorschein kam. Inmitten des Kampfes war das Gewitter, das so lange über Logronno geschweht, mit fürchterlicher Wuth und nächtiger Finsterniß losgebrochen. Ein Bürger behauptete, als er zuletzt Alvarez gesehen, sei er seinen Gefährten weit vorausgewesen, in verzweifelttem Kampfe mit drei riesigen Zigeunerjünglingen, anscheinend unter der Leitung einer hohen Frauengestalt, welche daneben stand, beladen mit barbarischem Schmuck und das Haupt mit einem silbernen Reif gekrönt. Das ist die Sage vom Buchhändler von Logronno.

Die Beschwerden des Volkes über die Missethaten der Zigeuner wurden endlich so laut, daß die träge spanische Justiz nicht länger anstehen konnte, einzuschreiten. 1499 wurde das erste Gesetz gegen sie erlassen, welches sie bei Galeerenstrafe aus Spanien verbannte. Diese Strenge hatte aber um so weniger Erfolg, als die Gitanos bei den großen Herren, denen sie sich beim Pferdehandel oder durch andere Gefälligkeiten zu empfehlen wußten, und bei den Gerichtspersonen, welche sie bestachen, Schutz fanden, und erst seit Karl III., welcher die Zigeuner den übrigen Spaniern gleichstellte, und den Gebrauch ihrer Sprache, ihrer Lebensweise und ihrer Tracht verbot, ist einige Veränderung in ihrem Zustande eingetreten; freilich gering genug, aber doch so groß, daß sie selbst nur bittere Klagen über die neue böse Zeit haben, und in einer Richtung, welche das feste Band, welches sie unter einander zusammenhält, mit der Zeit zu lösen verspricht — der erste Schritt zu ihrem allmählichen Aufgehen in die civilisirte Gesellschaft. Der Zigeuner mit dem verdorrten Arm klagte selbst gegen Borrow: „Wir sind nicht mehr die Leute, die wir früher waren, als wir noch in den Sierras und Einöden hausten, und uns vom Busné fern hielten; wir haben unter den Busné gelebt, bis wir ihnen fast gleich geworden sind; und wir sind nicht mehr wie eine Seele, bereit einander zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen beizustehen, und sehr häufig ist der Gitano der schlimmste Feind seines Bruders. . . Nur wenige von uns thun sich im Sommer zusammen und leben in der Haide und im Gebirge, und dabei gelingt es uns manchmal, ein Pferd oder ein Maulthier umsonst zu bekommen, und manchmal geben wir einem Busno eins auf den Kopf und ziehen ihn aus, aber selten wagen wir so viel.“ Diese Aussage fand Borrow durch seine Erfahrungen vollkommen bestätigt: die meisten Zigeuner sind in Städten und Dörfern sesshaft geworden, und wenn sie im Lande

herumstreichen, so geschieht es nicht mehr wie früher in bewaffneten Horden, sondern einzeln oder in Trupps von wenigen Personen, welche nur dem einzelnen Wanderer gefährlich sind. Eine Ausnahme davon machte die Zeit des letzten Bürgerkriegs, wo die Gitanos die allgemeine Verwirrung benutzten, um ihr altes Räuberhandwerk wieder anzufangen. Sie machten mehrere Versuche, größere Bänden zu bilden, doch bestanden sie nie lange, denn mit dem ererbten Stammeshaße gegen alle Nichtzigeuner hat sich auch das daraus entspringende Gefühl der Gemeinsamkeit, das Bedürfniß, unverbrüchlich zu einander zu halten, abgeschwächt. Neben dem Pferde- und Maulthierhandel und dem Schmiedehandwerk ist jetzt ihre Hauptbeschäftigung das Scheeren der Maulthiere und Pferde, die *arte de esquilar*. Es ist nämlich in Spanien Sitte, mit außerordentlicher Sorgfalt verschiedene Theile des Pferdes zu scheeren und auszuputzen, wo man den Haarschwamm der vollkommenen Gesundheit und Reinlichkeit des Pferdes für nachtheilig hält, und ganz besondere Aufmerksamkeit wendet man in dieser Hinsicht der Fessel zu, wo Unreinlichkeit leicht einen unangenehmen Ausschlag zur Folge hat. Der Esquilador führt als Handwerkszeug gewöhnlich ein kleines Kästchen mit den nöthigen Instrumenten bei sich, nämlich mehreren Scheeren und dem *acial*, zwei kurzen, am Ende mit einer Peitschenschmür zusammengebundenen Stäben, zwischen welche man, wenn das Pferd unruhig wird, die untere Lefze desselben einklemmt, wodurch es auf der Stelle still wie ein Lamm wird. Im Gürtel trägt der Esquilador eine große Scheere, auf Spanisch *tijeras*, auf Zigeunerisch *Cachas* genannt, mit der er hauptsächlich arbeitet. Damit werden die Rücken, Ohren und Schwänze der Maulesel und Esel ganz kahl geschoren, daß, wenn die Thiere durch ihr Geschirr oder ihre Ladung gedrückt werden, die Wunde nicht so leicht eitert und schneller heilt. Bei den Pferden werden blos Füße und Ohren geschoren. Im größten Theile von Spanien wird dieses Geschäft fast ausschließlich von Gitanos besorgt, und die ärmeren erwerben sich dadurch fast allein ihren Lebensunterhalt. Auch als Viehärzte finden die Gitanos Beschäftigung. Was der Mann nicht verdient, muß die Frau schaffen, und ihre Fähigkeiten in dieser Hinsicht werden als Ausstattung bei der Verheirathung berücksichtigt. Wahrsagen aus der Hand dient ihnen nicht blos als directe Erwerbsquelle; sondern, da sie dadurch mit vielen jungen Leuten beiderlei Geschlechts in vertraute Berührung kommen, so benutzen sie diese Gelegenheit, um gutbezahlte Kupplergeschäfte zu treiben; auch wissen sie die bei ihren Besuchen von Haus zu Haus erworbene Localkenntniß vortreflich bei Diebereien zu verwenden. Leichtgläubige und wohlhabende Personen berücken sie auch wol durch das Vorgeben, ihnen zu einem verborgenen Schatze verhelfen zu wollen, zu dessen Hebung natürlich stets Geld oder Kostbarkeiten nöthig sind, mit welchen sie dann verschwinden. Die Zahl der Zigeuner mag sich jetzt noch auf etwa 40,000 Köpfe belaufen, und sie sind mit Ausnahme von Galicien und den baskischen Provinzen über ganz Spanien verbreitet.

In der Residenz, in Madrid, wie überhaupt in Castilien, befinden sich nur äußerst wenig Zigeuner, höchstens fünfzig. Sie wohnen in zwei engen und schmutzigen Gäßchen, in der Calle de la Comadre und der Calleja de Lavapies, in der Nähe des Mercado, wo sie ihre Geschäfte betreiben. Dort sieht man die Männer jeden Markttag mit einer Schindmähre, einem steifen Maulthiere oder einem wundgedrückten Esel an der Hand, mit welchem sie trotzdem ihre Paar Pfaster zu verdienen wissen. Besitzen sie einmal ein werthvolles Thier, so lassen sie es nicht aus dem Stalle und zeigen es dort den Kauflustigen — aus triftigem Grunde, denn sie haben es selten auf ehrlichem Wege erlangt. Andalusien ist der Hauptsitz der Zigeuner. Viele wohnen in Höhlen in den höher gelegenen Schluchten der Alpujarras, an deren Fuße Grenada liegt. Die meisten Gitanos von Grenada arbeiten in Eisen, und nicht selten findet man jene Höhlen von Zigeunerschmieden und ihren Familien bevölkert, welche unter der Erde Hammer und Zange führen. Eine solche Schmiede ist ein pittoreskes Bild, zumal bei Nacht. Die braunen, halbnackten Gestalten, von grellrothem Scheine beleuchtet, bewegen sich um die lodernde Flamme wie Dämonen, während die Höhle mit ihren rauhen, schwarzen Felswänden, und die Decke, an welcher der Qualm in schweren Wolken hängt, kein unebenes Bild vom Fegfeuer giebt. Aeltere Gesetze verboten den Zigeunern, Hufschmiede zu sein, wahrscheinlich weil das Gewerbe in zu enger Verbindung mit dem Pferdehandel steht; doch sind beide Erwerbszweige heute noch Hauptbeschäftigungen der Gitanos. Die febhafsten haben sich nirgends in größerer Anzahl, als in Sevilla, und vornämlich in der berühmten Vorstadt Triana niedergelassen. Dort hausen sie in gräßlichen Spelunken, zwischen verfallenen Mauern und verlassenen Klöstern. Hier sieht man sie den Hammer schwingen, oder mit geschickter Hand als Esquiladores die Scheere führen. Die Frauen streichen, ein oder ein Paar gelbe Kinder auf dem Rücken oder auf dem Arme, in der Stadt herum, verkaufen Liebestränke und sagen wahr in vornehmen und niedrigen Häusern, oder hocken neben Kohlenpfannen am Ufer des Guadalquivir und rösten Kastanien, welche sie an die leckeren Sevillaner verkaufen; Andere, mit Contrebandisten im Bunde, tragen von Gibraltar herübergeschmuggelte Waaren haustren. Manchmal des Abends sehen die Gitanerias oder Zigeunerquartiere noch ganz andere Gäste, als ihre gewöhnlichen Bewohner, nämlich junge vornehme Wüstlinge, vor welchen die Frauen und Mädchen ihre üppigen Tänze aufführen. Der Töchter Ostindiens Augen voll Blut entzünden oft eine unbezähmbare Leidenschaft in den Herzen ihrer Gäste, die jedoch selten Befriedigung findet. Denn so ausschweifend auch die Gitana in Wort und Geberde ist, so verabscheut sie doch den Europäer, den Busno, als ein unreines Wesen viel zu sehr, um ihm Vertraulichkeiten zu erlauben, und körperliche Keuschheit ist vielleicht die einzige Tugend, welche die Zigeunerinnen besitzen; sie wird aber auch um so

strenger gehütet. Selbst Ehen zwischen Zigeunerinnen und Busné sind ein fast unerhörtes Vorkommniß.

Im Allgemeinen sind die Zigeuner sehr arm, und ein Paar Cachas und einige kleinere Scheeren bilden oft ihr ganzes Vermögen; manchmal machen sie einen guten Handel, aber das Geld hält nicht lange vor, und wird meistens in Saus und Braus vergeudet. Wer im Besitz von ein Paar Eseln ist, gilt für einen wohlhabenden Gitano; doch giebt es auch wirklich reiche, die einen ausgebreiteten Handel mit Pferden und Maulthierern treiben. Diese besuchen die entlegensten Jahrmärkte, und durchreisen dabei oft ganz Spanien. Bei Gelegenheit des berühmten Viehmarkts in Leon sah Borrow eine Zigeunerfamilie, die aus einem Manne von etwa fünfzig Jahren, einer Frau von demselben Alter, und einem schönen Jüngling, ihrem Sohn, bestand. Sie waren reich nach Zigeunerart gekleidet: die beiden Männer trugen Zamarras mit Hesteln und Knöpfen von schwerem Silber, und die Frau trug einen Reitrock mit vieler Goldstickerei und große goldene Ohrringe. Sie waren aus Murcia, das mehr als 100 Leguas entfernt liegt. Ein Kaufmann sagte Borrow, daß sie auf sein Haus mit 20,000 Piafter accreditirt seien. Wenn derartige reiche Zigeuner sich ihrer Abkunft nicht schämen, oder die Stolzen spielen, so besitzen sie großen Einfluß auf ihre Stammesgenossen: ihr Wille gilt als Gesetz, und die anderen Zigeuner gehorchen ihnen unbedingt. Ziehen sie dagegen die Gesellschaft der Busné ihrem eigenen Blute vor, oder weigern sie sich, ihren weniger glücklichen Brüdern in Noth oder Gefangenschaft beizustehen, so werden sie mit Verachtung und Abscheu angesehen — wie es in Badajoz Einem ging, von welchem Borrow seine Bekannten erzählten — und oft auf das Bitterste verfolgt.

So gerechtfertigt im Ganzen die Klagen der Zigeuner sind, daß die alte Einigkeit nicht mehr unter ihnen herrsche, so ist bei ihnen doch immer noch in einem hohem Grade das Gefühl der Gemeinsamkeit zu finden, welches aus dem Bewußtsein, eines Stammes zu sein, herrührt. Als sie noch in Banden in der Einöde herumschweiften und fast nur von Raub und Plünderung lebten, herrschte eine Art Communismus unter ihnen. Jetzt hat sich das Einzelinteresse mehr ausgeprägt, und die enge Verbindung, welche so lange bestand, als sie mit einander herumwanderten, und Verfolgung, Gefahr, Gewinn und Verlust mit einander theilten, ist natürlich aufgelöst. Aber wenn auch der Gitano seinen Nutzen dem seines Bruders vorzieht und ihn um seinen Gewinn beneidet, wenn er selbst keinen Theil daran haben kann, so wird er doch stets bereit sein, mit ihm gegen den Busno zusammenzuhalten, weil Letzterer kein Gitano ist, sondern von anderem Blute, und aus keinem andern Grunde. Wenn ein Gitano seine Pläne einem andern anvertraut, so braucht er nicht zu fürchten, daß sie an den Busno verrathen werden, und wenn ein Plan auszuführen ist, suchen sie nicht die Mitwirkung der Busné, sondern des eigenen Blutes, und theilen den Gewinn wie Brüder.

Ein Beispiel des brüderlichen Gefühls, mit welchem die Zigeuner sich betrachten, theilt Borrow aus Cordova mit, wo es 2—3 Jahre, bevor er dort war, vorgekommen war. Einer der ärmsten der dortigen Gitanos hatte einen Spanier niedergestochen, war festgenommen, vor Gericht gestellt und verurtheilt worden. Ein Mord wird in Spanien nicht mit allzugroßem Abscheu angesehen, und der Verbrecher wird selten am Leben gestraft, wenn er nur Geld genug hat, um den öffentlichen Notar zu einer günstigen Berichterstattung zu bewegen. Aber in diesem Falle half Geld nicht; der Ermordete hatte mächtige Freunde und Verwandte, welche laut nach Gerechtigkeit schrien. Vergebens boten die Gitanos zur Rettung ihres Kameraden allen ihren Einfluß bei den Behörden auf, und dieser Einfluß war nicht gering; vergebens boten sie große Summen für die Umwandlung der Todesstrafe in ewige Gefangenschaft in Ceuta — einer der reichsten Gitanos, Fruto, erbot sich nicht weniger als 5000 Kronen für seinen Theil zu geben, während alle Uebrigen nach ihren Mitteln beisteuerten — es half Nichts, und der Zigeuner wurde auf dem Plaza hingerichtet. Am Tage vor der Hinrichtung verließen die Zigeuner alle ohne Ausnahme Cordova, verschlossen ihre Häuser und nahmen ihre Pferde, ihre Maulthiere, ihre Esel, ihre Weiber und Kinder und den größten Theil ihres Hausraths mit. Niemand wußte, wohin sie sich begeben hatten, und mehrere Monate blieben sie unsichtbar, bis sie auf einmal wieder in Cordova erschienen; einige jedoch kehrten nie wieder zurück. So groß war das Entsetzen der Zigeuner über das Schicksal ihres Bruders, daß sie den Plaza als verflucht betrachteten, und als Borrow in Cordova war, wollten noch viele Gitanos den Ort, wo ihr Bruder hingerichtet worden, um keinen Preis betreten.

Bei der immer noch sehr geringen Annäherung, welche zwischen den Spaniern und den Zigeunern stattgefunden hat, ist es kein Wunder, daß Letztere größtentheils ihre Eigenthümlichkeit im Aeußern und in den Sitten beibehalten haben. In der Tracht ist der Unterschied nicht so sehr groß. Der Zigeuner trägt einen spizen Hut mit schmaler Krempe, eine Zamarra von Schafpelz im Winter, eine brauntuchne Jacke im Sommer; darunter am liebsten eine rothe Plüschweste mit vielen Knöpfen und Hesteln. Ein rothseidner Gürtel umschließt den Leib und birgt meistens die Gachas. Beinkleider von grobem Tuch oder Leder gehen bis zu den Knien herab; die Waden schützen wollene Strümpfe, und manchmal eine Art Kamasche von Tuch oder Leder; derbe Schuhe vollenden den Anzug, der im Ganzen dem der Chalanos (Ross Händler) und Maulthiertreiber gleicht, nur daß ihn der Zigeuner mit einer stutzerhaften Nachlässigkeit trägt, die ihn auf den ersten Blick erkennen läßt. Die Gitana trägt die gewöhnliche spanische Frauentracht, aber ohne die Mantilla, und zeichnet sich oft durch fliegendes Haar und stets durch große glänzende Ohrringe aus. Ihrem Aeußern nach sind die Zigeuner von mittler Größe, und ihre körperlichen Verhältnisse verrathen un-

gewöhnliche Kraft und Gewandtheit; selten findet man einen Krüppel oder einen Schwächling unter beiden Geschlechtern; sie verkommen wahrscheinlich schon in der Kindheit, unfähig die Entbehrungen und Widerwärtigkeiten des Zigeunerlebens zu ertragen, welche auch den scharfgeschnittenen und ausdrucksvollen Gesichtszügen stets etwas Herbes und Rohes geben. Die Gesichtsfarbe ist nicht immer gleich, nur ist sie stets dunkler, als die der Spanier, und Einzelne findet man, die fast so schwarz wie Neger sind. Die Zähne sind weiß und stark, der Mund meistens gut geformt. Was sie aber von jedem andern Menschenschlag unterscheidet, ist der seltsame, starre Blick des Auges, von einem unheimlich wilden Ausdruck, den man nicht leicht vergessen wird, wenn man ihn einmal gesehen hat.

Die wenigen Spuren von Religion, welche sich bei ihnen entdecken lassen, erinnern an den Orient. Sie beobachten zwar stets die Religionsgebräuche des Landes, in welchem sie sich gerade befinden, aber lediglich aus Klugheit; von einem höhern Wesen erklären sie Nichts zu wissen, und nur bei Einigen findet man den Glauben an eine Art Seelenwanderung verbreitet. Dagegen kann die Scheu, mit der sie gewisse an sich unverdächtige Nahrungsmittel betrachten, nur von Vorschriften herkommen, deren Zusammenhang mit ihrer ehemaligen Religion ihnen längst verloren gegangen ist. Sie essen Schnecken mit großem Appetit, hüten sich aber wohl, einen Mal zu berühren, den sie wegen seiner Aehnlichkeit mit einer Schlange als unrein betrachten, und obgleich sie ohne Besinnen einen Igel braten, gilt ihnen doch das reinliche Eichhörnchen für unerlaubt.

Viel Eigenthümliches haben die Zigeunerhochzeiten. Die Zigeunerin wird meistens schon im 14. Jahre durch ihre Aeltern verlobt, welche ihr einen Bräutigam aussuchen; erst zwei Jahre später darf nach den Gesetzen der Gales die Hochzeit stattfinden. Die Verlobten dürfen sich als gewöhnliche Bekannte behandeln, mit einander reden, und sich sogar gelegentlich beschenken. Aber wehe ihnen, wenn sie sich ein Stelldichlein außerhalb der Thore ihres Wohnortes geben: denn dann wird die Verlobung unfehlbar rückgängig gemacht, und unauslöschliche Schande ist des Brautpaars Loos. Endlich ist die Prüfungszeit verstrichen und der Hochzeittag bricht an. Nach vielem Schmausen, Trinken und Schreien setzt sich der Hochzeitzug in Bewegung. An der Spitze geht ein Kerl mit einem confiscirten Gesicht, in der Hand eine lange Stange, von deren Spitze ein schneeweißes Taschentuch als Zeichen der Reinheit der Braut weht. Dann kommt das Brautpaar, und hinter ihm die beiderseitigen Verwandten; dann ein wildes Heer von Zigeunern, kreischend und brüllend, und Flinten und Pistolen abfeuernd, bis die Dorfhunde ihr Gebell in den Höllenlärm mischen. An der Kirchthür angelangt, pflanzt der Kerl mit der Stange diese mit einem lauten Hussa in die Erde, und der Zug, in zwei Reihen getheilt, zieht um die Stange in die Kirche hinein. Nach der Trauung kehren sie in derselben Weise nach Hause zurück. Der Tag wird mit Singen, Schmausen, Trinken und Tanzen verbracht; aber der eigenthümlichste

Theil der Festlichkeit wird bis zur dunklen Nacht aufgespart. Fast 20 Centner Zuckerwerk sind mit ungeheuren Kosten bestellt, — aber nicht für den Gaumen. Diese Zuckersachen von allen Arten und in jeder Form, hauptsächlich aber Eidotter in Zucker eingehüllt, werden auf den Fußboden eines großen Zimmers, wenigstens drei Zoll hoch, gestreut. In diesem Zimmer erscheinen auf ein gegebenes Zeichen der Bräutigam und die Braut und tanzen Romalis, und die übrigen Zigeuner und Zigeunerinnen folgen ihrem Beispiel. Worte können nicht den leisesten Begriff von dieser Scene geben. In wenigen Minuten ist das Zuckerwerk in Staub oder vielmehr in einen Brei verwandelt, und die Tänzer sind bis an die Knie mit Zucker, Früchten und Eidotter besleckt. Noch wilder wird die wahnsinnige Lust. Die Männer springen hoch in die Luft, wiehern und krähen, während die Gitanas mit den Fingern schnalzen, lauter als ob es Castagnetten wären, den Körper in allerlei obscene Stellungen bringen, und entsprechende Lieder dazu singen. In einer Ecke des Zimmers sitzt ein Zigeuner mit einer Guitarre, in die er mit Wuth greift, und ihr Töne entlockt, die einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Marlboroughliede haben, dessen Text er auch auf Zigeunerisch singt. Das Fest dauert drei Tage, und wenn es vorbei ist, so ist der größte Theil des Vermögens des Bräutigams, selbst wenn er vorher wohlhabend war, bei dieser seltsamen Schwelgerei daraufgegangen. Es scheint sie während dieser drei Tage eine Art Wahnsinn zu beherrschen und kein anderer Gedanke in ihrem Kopfe Raum zu finden, als der, mit ihrem Gelde so rasch als möglich fertig zu werden; Manche haben sogar auch schon ihr Geld mit vollen Händen auf die Straße geworfen. Während der ganzen Dauer des Festes sind alle Thüren weit geöffnet, und jeder Gast, Zigeuner oder Busno, wird mit unbegrenzter Gastlichkeit bewillkommnet. In der Ehe sind die Zigeunerinnen ihrem Manne meistens unverbrüchlich treu. Allerdings giebt es liederliche Frauenspersonen unter den Verheiratheten und den Unverheiratheten, aber diese Ausnahmen sind sehr selten, denn was körperliche Keuschheit betrifft, so sind die Zigeunerinnen in Spanien wahre Muster; in anderer Hinsicht kann von ihrer Moralität freilich wenig Gutes gesagt werden.

Wir erlauben uns noch ein Paar Worte über die Poesie der Zigeuner, von der uns Borrow zahlreiche Proben aufbewahrt hat. Es sind vierzeilige und zuweilen sechszeilige Verse mit Assonanzen, und der darin ausgesprochene Gedanke nimmt selten mehr als eine Stanze in Anspruch. Ihre Kürze rührt daher, daß sie wie die spanischen Coplas zum Guitarrenspiel improvisirt werden. Ihr dichterischer Gehalt ist äußerst gering, und es spricht sich in ihnen ganz der Charakter des Volkes, von dem sie herkommen, aus, eines Volkes, das von Gaunereien und Diebstahl lebt, alle übrigen Menschen haßt und durch gemeinsamen Ursprung, gemeinsame Sprache und Lebensweise fest unter einander verbunden ist. Die verschiedenen Vorfälle des Zigeunerlebens und die Empfindungen der Zigeuner bilden den Hauptgegenstand dieser Verse. Ein Gitano sieht ein Schwein den

Berg hinablaufen, und bildet sich ein, es rufe: Ustilamo Caloro! (Stiehl mich, Zigeuner!) — ein im Kerker krank liegender Zigeuner bittet seine Frau, sich bei dem Alcalde um Befreiung von der Kette zu verwenden, deren Last seinen Körper zu bersten droht — der Mond geht auf, und zwei Zigeuner, welche ein Pferd stehlen wollen, erblicken einen Spanier und suchen das Weite u. s. w. Manchmal athmen die Verse mehr Leidenschaft — ein Liebhaber droht, seine Geliebte zu erschlagen, „selbst zu Jesu Füßen“, wenn sie ihm untreu wird. Im Allgemeinen herrscht unter den Gitanos die Meinung, daß die Spanierinnen Rommany chals und Rommany sehr lieben. In einer Stanze hofft ein Gitano, eine spanische Schöne durch Hilfe eines Rommanyworts, das er ihr am Fenster ins Ohr flüstert, zu entführen. Auch einige zarte und schöne Gedanken finden sich hier und da, denn selbst das Zigeunerherz hat seine Augenblicke, wo es weich wird: eine sündige Mutter fürchtet, sich selbst zu Gott zu beten, und fordert ihr unschuldiges Kind auf, ihn für sie zu bitten, ihrem Herzen wieder Ruhe und Frieden zu schenken — ein Jüngling im Kerker hat keinen Freund auf Erden, auf den er sich verlassen kann, außer seiner Schwester, und wünscht sich einen Boten, der ihr Nachricht giebt von seinen Leiden, überzeugt, daß sie auf der Stelle zu seiner Hilfe herbeieilen würde. Wie schön ist das Bild von den Funken, die aus dem glühend gehämmerten Eisen sprühen: „Mehr als hundert liebe Töchter sehe ich zu gleicher Zeit entstehen, feurig wie Rosen: in einem Augenblicke sterben sie, anmuthig im Kreise sich drehend.“

Im Jahre 1850 gab Borrow unter dem Titel „Lavengro“ die romanthafte Schilderung eines Zigeunerlebens heraus. Das Buch wurde mit großer Spannung erwartet, hat aber nicht befriedigt. Es ist eine unkünstlerische Mischung von phantastischer Erfindung und von Schilderungen aus der Wirklichkeit.

Die Sprache der Zigeuner weist mit Bestimmtheit auf ihren Ursprung aus Hindostan hin.

Die Ausstellung berühmter Handzeichnungen

zu Weimar.

Gern mag ich Ihrem Wunsch entsprechen, von der Handzeichnungen-Ausstellung Etwas zu sagen, die wir hier vom 26. December bis 12. Januar gehabt. Die von unsrem jungen Hof aus dem Nachlaß des Königs der Niederlande angekauften Originalzeichnungen, meist aus der Lawrence-Galerie herrührend, wünschten manche Einwohner und Benachbarte zu sehen. Dies und andererseits der Nothstand einiger Dörfer im Eisenacher Oberlande gab unsrer jungen Fürstin den Gedanken, zum Besten der Letzteren jene öffentliche Ausstellung zu veran-